

Perlenfischen

von Roger von Wartburg

Perle 1: «So lernt man nicht denken»

Wo: NZZ am Sonntag

Wer: Konrad Kuoni; Historiker, Berufsschullehrer und Co-Präsident des Zürcher Verbandes der Lehrkräfte in der Berufsbildung

Wann: 19. September 2021

Bildung, so die modernere Vorstellung, soll es dem Menschen ermöglichen, zu sich selbst zu gelangen. Der Renaissance-Humanist Erasmus von Rotterdam schrieb: «Nichts ist naturgemässer als Tugend und Bildung – ohne sie hört der Mensch auf, Mensch zu sein.»

Nachdem sich bis Mitte des 18. Jahrhunderts in der Schweiz Schülerinnen und Schüler verschiedener Jahrgänge gegenseitig unterrichtet hatten und daneben einzeln angeleitet worden waren (eine Frühform von SOL, selbstorganisiertem Lernen), begann sich der Frontalunterricht durchzusetzen. Bildung wurde nun auch als Mittel verstanden, um die breite Masse besserzustellen, wofür der Satz von Heinrich Zschokke (1771-1848) steht: «Volksbildung ist Volksbefreiung.» Mit der totalrevidierten Bundesverfassung von 1874 wurde der unentgeltliche Primarschulunterricht durchgesetzt.

Eigene Wege ging die Berufsbildung. Ab dem 15. Jahrhundert waren die Zünfte dafür zuständig. Nachdem sie im 19. Jahrhundert abgeschafft worden waren, brauchte es eine neue Basis. Das Fabrikgesetz von 1877 mit der Kausalhaftung der Unternehmer führte zu verbesserter Ausbildung mit Unfallprävention. 1884 beschloss der Bund, berufliche Bildungsanstalten zu subventionieren. So entstand das duale System. Auch der 1873 gegründete Schweizerische Kaufmännische Verband begann, Schulen aufzubauen, die ab 1891 vom Bund subventioniert wurden.

1999 unterzeichneten 29 europäische Bildungsminister in Bologna eine Erklärung mit dem Ziel, die akademische Ausbildung zu vereinheitlichen. Zudem sollten die Hochschulen Drittmittel generieren. Das Dreistufensystem mit Bachelor, Master und Doctor wurde installiert und mit dem Leistungspunktesystem ECTS verknüpft. Aus der Kindergärtnerin wurde die Bachelor of Arts in Pre-Primary Education. Bologna führte zu einer Bürokratisierung mit Output-Orientierung und Verwertbarkeitsdenken.

Im Jahr 2000 begann die OECD mit den dreijährlichen Pisa-Studien bei den 15-Jährigen. Finnland schloss 2000 und

2003 im Leseverständnis am besten ab, was dazu führte, dass sein Gesamtschulsystem mit einem Maturitätsanteil von rund 90 Prozent als vorbildlich angesehen wurde. Rudolf H. Strahm zeigt im Buch «Akademisierungsfalle» auf, dass die Schweiz dank ihrem Berufsbildungssystem eine sehr tiefe Arbeitslosenquote hat, im Unterschied zu Finnland, und meint: «Ein Universitätsabschluss gewisser europäischer Staaten entspricht niveaumässig manchmal nicht einmal einem Berufslehre-Abschluss in der Schweiz.»

Die Politologin Tonia Bieber zeichnete nach, wie mit Bologna und Pisa Druck auf das Schweizer Bildungssystem ausgeübt wurde, obschon es als vorbildlich galt, so dass ein «extremer Kurswechsel» stattfand. So kam 2006 die Verpflichtung zu einer Harmonisierung der obligatorischen Bildung in die Bundesverfassung, was zum Harnos-Konkordat von 2007 führte. Daraus erwuchs der Lehrplan 21 mit seiner Kompetenzorientierung.

Im Lehrplan 21 gibt es 363 Kompetenzen und 2304 Kompetenzstufen. Die Schülerinnen und Schüler sollen häufig selbstorganisiert allein oder in Gruppen arbeiten, wie zur Zeit vor 1750 also. Aus dem Lehrer wurde eine Lernbegleiterin, ein Lernpartner. Der Kinder- und Jugendpsychologe Allan Guggenbühl meint: «Selbstorganisiertes Lernen setzt eine Vorstellung von Autonomie voraus, die es bei Kindern gar noch nicht gibt.» Roland Reichenbach, Erziehungswissenschaftler, schreibt: «Jede pädagogisch gebildete Lehrperson weiss, dass es unsinnig ist, Bildung allein als Kompetenzerwerb zu konzipieren.»

Ein scharfer Kritiker der Kompetenzorientierung ist der österreichische Philosophieprofessor Konrad Paul Liessmann: «So verschwindet ein essenzielles Moment europäischer Bildung: der Hunger nach Erkenntnis, der Wille zur Welt, die Konzentration auf eine Sache, die Neugier auf alles Mögliche und nicht nur auf das, was heute oder morgen nützen kann.» Das könne «nur im Interesse jener sein, die kein Interesse an gebildeten Menschen haben, da die Dummheit zu den Fundamenten ihres Geschäftsmodells zählt.»



© pholidito – stock.adobe.com

Im Normalfall unterrichtet man, weil man sein Fach liebt und gerne mit jungen Menschen arbeitet. Nun stellt sich die Frage, warum man ein Fach studiert haben muss, wenn keines unterrichtet wird. Ein Deutschstudium zu absolvieren, um nachher in der Handlungskompetenz «Handeln in agilen Arbeits- und Organisationsformen» tätig zu werden: Kann das ein Berufsziel sein?

Matthias Wirth, damals Präsident der Konferenz der kaufmännischen Ausbildungs- und Prüfungsbranchen, beauftragte 2017 die Leiterin der privaten Zürcher Firma Ectaveo mit dem Projekt KV 2022, wofür üppig Bundesgelder flossen. Pikant: Seit 2018 arbeitet Wirth bei Ectaveo. Statt Fächern werden gemäss Konzept fünf Handlungskompetenzen unterrichtet: Handeln in agilen Arbeits- und Organisationsformen, Interagieren in einem vernetzten Arbeitsumfeld, Koordinieren von unternehmerischen Arbeitsprozessen, Gestalten von Kunden- oder Lieferantenbeziehungen, Einsetzen von Technologien der digitalen Arbeitswelt.

Wer bis anhin etwa Wirtschaft/Gesellschaft unterrichtete, muss nun seine Lektionen in eine Handlungskompetenz ummünzen. Im Normalfall unterrichtet man, weil man sein Fach liebt und gerne mit jungen Menschen arbeitet. Nun stellt sich die Frage, warum man ein Fach studiert haben muss, wenn keines unterrichtet wird. Ein Deutschstudium zu absolvieren, um nachher in der Handlungskompetenz «Handeln in agilen Arbeits- und Organisationsformen» tätig zu werden: Kann das ein Berufsziel sein?

Weil das Projekt kostenneutral sein soll, besteht die Gefahr, dass Gelder, die dem Unterricht zugutekamen, zu Ectaveo abfliessen. Jede Lehrkraft soll jährlich für 140 Franken bei der Firma Konvink, die Ectaveo gehört, eine Lizenz lösen. Bei der Reformumsetzung helfen soll ein Heer von Dozentinnen und Dozenten von pädagogischen Hochschulen und des Eidgenössischen Hochschulinstituts für Berufsbildung, die dazu ein Konsortium gebildet haben. Für sie, die wegen Bologna drittmittelabhängig sind, ist das Projekt ein gefundenes Fressen.

Kritisch äusserte sich der Zürcher Bankenverband am 17. Mai 2021: «Die Vorlage weist schwerwiegende Mängel auf, welche die Zukunft der Banklehre ernsthaft gefährden.» Am 4. Juni 2021 verordnete das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation die Verschiebung um ein Jahr. Am 16. August 2021 aber genehmigte es die Bildungsverordnungen und -pläne.

In einer beruflichen Ausbildung sind die Bedürfnisse der Betriebe zentral. Wer eine Lehre absolviert, ist aber ohnehin hauptsächlich im Lehrgeschäft engagiert. Warum soll die Schule nur noch betriebliche Prozesse nachspielen? Die Schweiz basiert auf der Einmischung der Menschen in den gesellschaftlichen und politischen Diskurs. Dafür braucht es ein Rüstzeug. «Die menschliche Bestimmung», so Friedrich Dürrenmatt in «Justiz», «liegt im Denken, nicht im Handeln. Handeln kann jeder Ochse.»

Immanuel Kant stellte in seiner Schrift «Was ist Aufklärung?» fest, dass die herrschenden Schichten kein Interesse an ihr haben: «Der Offizier sagt: räsoniert nicht, sondern exerziert! Der Finanzrat: räsoniert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsoniert nicht, sondern glaubt!» Die KV-Reform will folgsame Arbeitnehmerinnen und angepasste Konsumenten produzieren, statt räsonierende Menschen zu gewinnen.

Wer der Schule den Raum für das Denken und den Diskurs nimmt, beraubt sie ihrer edelsten Aufgabe und damit ihres Kerns.

Perle 2: Wenn Bildungsreformen die Bildungsschere weiten

Wo: www.condorcet.ch

Wer: Carl Bossard

Wann: 27. Oktober 2021

Seit bald 30 Jahren jagt eine Schulreform die andere. Es sind Hunderte von Teilprojekten. Und die Wirkung im Ganzen? Kaum jemand hat den Überblick; die Effekte ernüchtern nicht selten. Und es wird weiterreformiert – immer auch mit dem Ziel: mehr Chancengleichheit bei ungleichen Startchancen erzielen oder Chancengerechtigkeit schaffen, wie es der neue Begriff postuliert.

Unzählige empirische Forschungsprojekte beschäftigen sich mit der Lernerfolg junger Menschen und ihrer sozialen Herkunft. Dieses Feld zählt wohl zu den bestuntersuchten Forschungsgebieten der Pädagogik. Da werden Korrelationen hergestellt, da werden die Bücher im Elternhaus überprüft und die Bildungszertifikate gezählt und daraus der akademische Abschluss der Kinder prognostiziert. Das Ergebnis ist immer das gleiche: Jugendliche aus sozial schwächerem Milieu haben es schwerer als Akademikerkinder. Diagnostiziert wird der berühmte Matthäus-Effekt: «Wer hat, dem wird gegeben.» Das generelle Fazit aus den Studien zur Bildungsgleichheit: Der elterliche Hintergrund prägt, der sozioökonomische Status determiniert.

Die Zahlen zeigen es: 2016 stammten gemäss Bundesamt für Statistik 43 Prozent der Studierenden aus Familien, in denen mindestens ein Elternteil über einen Hochschulabschluss verfügte. Die Folge: Man ruft nach Massnahmen auf systemischer Ebene, man verlangt Eingriffe in die Strukturen, man fordert beispielsweise spätere Übertritte oder gar die Abschaffung der Übertrittsprüfung.

Und doch gelingt vielen der berühmte Aufstieg durch Bildung. Aus der Forschung wissen wir: Wirkung erzielen nicht primär Strukturen; das Systemische allein schafft die erhofften Effekte und Lernerfolge kaum. Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit auf systemischer Ebene bleiben letztlich Utopie – ebenso wie die Losung, gesellschaftliche Gleichheit durch pädagogische Gleichheit zu erreichen zu können. Wirkung geht immer von Menschen aus, in der Schule konkret von den einzelnen Lehrpersonen. Entscheidend ist, was innerhalb der Strukturen, was in den zwischenmenschlichen Interaktionen passiert – oder anders ausgedrückt: Wie gut der Unterricht ist. Im bildungspolitischen Diskurs geht das schnell vergessen. Ein Denkfehler!

Und noch etwas wissen wir: Jeder Bereich einer förderlichen Begegnung ist personal und hängt in hohem Masse davon ab, wie sehr wir als Person berührt werden und uns angesprochen fühlen. Das gilt ganz besonders für den Unterricht.

Darum können auf personaler Ebene Lehrerinnen und Lehrer einen Unterschied machen und vor allem die weniger privilegierten Kinder und Jugendlichen auf ihrem Lern- und Lebensweg unterstützen. Sie haben es in der Hand, dass (auch) diese Schülerinnen und Schüler fachlich und menschlich besonders gefördert und vor allem gefordert werden. Darum betont Roland Reichenbach, Pädagogikprofessor an der Universität Zürich, dezidiert: «Nicht Tablets und digitale Techniken sind dringlich, vielmehr benötigen heute zahlreiche Kinder und Jugendliche vermehrt Anleitung, Unterstützung, Rückmeldung und Ermutigung.» Das fördert sie auch in ihrer Haltung zum Lernen. Und das kann allein von vital präsenten Menschen geleistet werden.

Wichtig ist eben die Lehrperson und entscheidend ihr Unterricht. Die empirische Unterrichtsforschung belegt es vielfach. Darum fordert Reichenbach angeleitete Lernprozesse. Sie erzielen hohe Wirkwerte. Gleichzeitig erstaunt immer wieder, wie viele Schulreformer jegliches pädagogische Denken und Handeln ausschliesslich vom Lernenden her sehen wollen. Sie marginalisieren so das Bedeutsame der Lehrerin und degradieren den Lehrer zum blossen Lernbegleiter. Unter dem propagierten «Shift from Teaching to Learning» darf er nicht mehr Lehrer sein, sondern nur noch «Guide at the Side».

Dieser reformpädagogische Überoptimismus geht vom kindlichen Können und Vermögen ohne jede Anleitung aus. Verschiedene Lernpsychologen wie der Berner Hochschullehrer Hans Aebli zeigen aber auf, dass die kognitive Entwicklung der Kinder von aussen nach innen verläuft und – je nach Voraussetzung – mehr oder weniger angeleitet von einem kompetenteren Gegenüber.

Lernen, Denken und Problemlösen sind zunächst immer sozial. Das Ich wird am Du ein Selbst – im Dialog zwischen zunächst ungleichen Partnern. Nach und nach übernehmen die Lernenden die Verantwortung für ihr Lernen und ihr autonomes Weiterkommen. Doch von selbst entsteht das nur bei wenigen. «Im Anders zu sich selbst kommen», resümiert darum der Philosoph Georg Friedrich Hegel das Wesen der Bildung. Oder konkret auf das pädagogische Parterre übertragen: Vor allem leistungsschwächere und mittelstarke Kinder und Jugendliche sind mit Selbstorganisation und Eigenverantwortung für ihr Lernen oft überfordert; das weiss jede engagierte Lehrerin, das ist jedem erfahrenen Pädagogen bewusst.

Viele moderne Reformen aber gehen von der Utopie des selbstregulierten Lernens und der selbstorganisierten Bil-



«Nicht Tablets und digitale Techniken sind dringlich, vielmehr benötigen heute zahlreiche Kinder und Jugendliche vermehrt Anleitung, Unterstützung, Rückmeldung und Ermutigung.»

Roland Reichenbach, Pädagogikprofessor Universität Zürich

derung aus. Mit diesem Blickwinkel wird das Lernen unbemerkt zunächst an die Eltern delegiert – und in letzter Konsequenz den Kindern und Jugendlichen selbst überantwortet. Ob das die vielzitierte Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit stärkt?

Zwei Beispiele illustrieren die Tendenz. Die Reform hat viele Namen: Schreiben nach Gehör, lauttreues Schreiben, Lesen durch Schreiben oder «Reichen-Methode», benannt nach dem Erfinder, dem Schweizer Reformpädagogen Jürgen Reichen. Die Kinder lernen mit einer «Anlauttabelle» texten – selbstgesteuert. Sie schreiben dann drauflos, ohne auf die Rechtschreibung zu achten. Die Lehrerin darf weder intervenieren noch korrigieren. Dazu der emeritierte Pädagogikprofessor Jürgen Oelkers, Universität Zürich: «Schüler prägen sich durch falsches Schreiben die eigenen Fehler ein. Unsere Söhne haben nach diesem Prinzip schreiben gelernt. Aber meine Frau und ich haben das zu Hause einfach immer korrigiert.» Der Vorteil des bildungsaffinen Elternhauses! Und die anderen Kinder?

Ein zweites Beispiel: Verschiedene kommunale Schulen streichen die offiziellen Hausaufgaben. Man postuliert Chancen-

gleichheit. Die Bildung aber kennt das «Gesetz der nicht beabsichtigten Nebenwirkungen». Formuliert hat es der Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger. Kaum jemand beachtet es – so wenig vielleicht wie die Beipackzettel von Medikamenten und ihre möglichen Kollateralfolgen. Wer die Hausaufgaben abschafft, schafft sie trotzdem nicht ab. Bildungsbewusste Eltern werden mit ihren Kindern weiterhin wiederholen und automatisieren. Sie wissen um den Wert des Übens und Festigens. Kinder aus anderen Familien haben diese Chance vielleicht nicht. Die nicht beabsichtigte Folge: Die Schere im Bildungsmilieu öffnet sich weiter.

Junge Menschen haben nur eine Bildungsbiografie. Das unterscheidet sie von industriellen Produktionsgütern. Mit Werkstücken kann man experimentieren; mit jungen Menschen sollte man das nicht. Bildungspolitiker müssten darum bei jeder Reform die altrömische Devise beachten: «[...] et respice finem» – die Folgen abschätzen. Ein Grundsatz ohne Verfalldatum!

Perle 3: Ein Vorstellungsgespräch vor Schülern?

Wo: Tages-Anzeiger

Wer: Patrick Hersiczky

Wann: 11. Oktober 2021

«Schüler wählen Lehrer aus», das hat die «NZZ am Sonntag» kürzlich über die sogenannte Schülerpartizipation an Zürcher Schulen geschrieben. Gewiss ist dies überspitzt formuliert, zeigt aber klar, dass die Mitsprache von Schülerinnen und Schülern so zu weit geht: Hier wird nämlich ein heikler Rekrutierungsprozess beeinflusst, der ohnehin nicht von qualitativ guten Bewerbungen überschwemmt wird.

Aber der Reihe nach: Delegierte des Schülerparlaments der Sekundarschulen Neftenbach und Wädenswil sind nicht nur beim Vorstellungsgespräch dabei, sondern entscheiden sogar bei der Auswahl von Lehrpersonen mit. Dies ist vermeintlich echte Schülerpartizipation, weil Schulleitungen beziehungsweise Schulpflegen Lehrpersonen einstellen. Die Jugendlichen sind mit solch personalrechtlichen Aufgaben überfordert, selbst wenn sie die eigentlichen Bewerbungsunterlagen nicht einsehen dürfen.

Klar, ich hatte auch schon mit Schulleitungen zu tun, die bei einem Interview mit einer Bewerberin oder einem Bewerber überhaupt nicht vorbereitet waren. Wenn also bereits gewisse Erwachsene diesbezüglich inkompetent sind, wie sollen es dann Oberstufenschüler sein? Damit möchte ich nicht sagen, dass Jugendliche dies nicht können. Die meisten Jugendlichen sind diesbezüglich aber noch nicht reif genug. Bestimmt gibt es Schülerinnen und Schüler, die spannende und konstruktive Fragen stellen, aber das sind wahrscheinlich die Managerinnen und Manager von morgen – oder zukünftige Schulleitende.

Als Lehrer ist dies für mich ein pädagogisches No-go: An einer solchen Schule würde ich mich weder bewerben, noch würde ich da unterrichten wollen. Doch nicht der Schülerinnen und Schüler wegen, sondern weil eine Schulleitung ein solch unprofessionelles Assessment überhaupt zulässt. Wer glaubt, so die Superlehrerin oder den Superlehrer zu finden, täuscht sich: Man degradiert dadurch Schulleitende zu Statisten, die sich vor einem wichtigen Personalentscheid drücken. Und hält vielleicht gute Kandidatinnen und Kandidaten davon ab, sich zu bewerben.

Auch Lehrpersonen sind bei einem Vorstellungsgespräch nervös. Da will man nicht noch einer Schülerdelegation gegenüber sitzen, die möglicherweise den – überspitzt formuliert

– chilligsten Pädagogen auswählt. Oder vielleicht auch den strengsten Pauker. Die Superlehrkraft, die allen Schülern gerecht wird, gibt es aber nicht: Was für einen Jugendlichen eine gute Lehrperson ist, ist für andere völlig ungeeignet.

Ausserdem durchlaufen Lehrpersonen im Kanton Zürich seit einigen Jahren eine fünfmonatige Probezeit, bevor es zu einer Festanstellung kommt. Bei meinem letzten Stellenwechsel habe ich diesen – wenn man so will – erweiterten Anstellungsprozess mit der Schulleitung als sehr wertschätzend und konstruktiv erlebt. Schulen sind also schon längst kein Ponyhof mehr für unkündbare Beamtinnen und Beamte. Während der Probezeit kommt es auch zu Entlassungen, wenn auch eher selten. Und auch Lehrpersonen haben die Möglichkeit, ihren Vertrag frühzeitig auflösen, wenn die Rahmenbedingungen nicht passen. Der Arbeitsmarkt von Schulen funktioniert also auch ohne kritische Schülerfragen.

Aber was soll Schülerpartizipation dann bewirken? In meiner bisherigen Lehrerkarriere habe ich schon einige motivier-

**Ich plädiere dafür,
den Schülerinnen und Schülern
dort ein Mitspracherecht
einzuräumen, wo sie kompetent
sind und insbesondere das
Schulhausleben mitgestalten
können.**

te Schülerparlamentarierinnen und -parlamentarier erlebt, die rauschende Schulhausfeste oder einen gut florierenden Pausenkiosk gewissenhaft organisiert haben. Leider gibt es auch Schülerorganisationen, deren Mitsprache von Scheindebatten geprägt ist. Oft diskutieren Lehrerinnen und Lehrer die Vorstösse der Schüler an Sitzungen pädagogisch in Grund und Boden

oder schmettern diese gar kommentarlos ab. Dennoch: Heute prägen Jugendliche den Schulalltag mit, und das ist wichtig und richtig – aber bitte nicht mit scheidendemokratischem Touch.

Ich plädiere dafür, den Schülerinnen und Schülern dort ein Mitspracherecht einzuräumen, wo sie kompetent sind und insbesondere das Schulhausleben mitgestalten können. Meiner Ansicht nach sind Jugendliche nämlich vor allem daran interessiert – und nicht an der pädagogischen Ausrichtung der Schule. Dementsprechend bietet für sie eine coole Schülerparty immer noch mehr Freude und sie stiftet mehr Identität mit der Schule als eine vermeintlich gelungene Einstellung einer Lehrkraft.



**SHOP
DEIN
GELD
ZURÜCK**

Für LCH-Mitglieder:

-  tolle Gutscheine
-  satte Rabatte

LCH.rewardo.ch











UND VIELE, VIELE SHOPS MEHR - JETZT SHOPPEN UND SPAREN!



INTERSPORT®

**Jetzt gewinnen:
Sportausrüstung
von Intersport
CHF 500.-**

**Exklusiv für
Mitglieder des LCH.**

Profitieren Sie von 10% Prozent Kollektivrabatt auf die Spitalzusatzversicherung. Auch Mitglieder des LCH, die nicht bei Visana versichert sind, können von der Partnerschaft profitieren:
Jetzt am Wettbewerb teilnehmen und mit etwas Glück eine **Sportausrüstung von INTERSPORT** im Wert von CHF 500.- gewinnen.



Jetzt gewinnen:
www.visana.ch/kollektiv/lch

Wir verstehen uns. **visana**